



1925-06-16

Die Triumphale Heimkehr des Präsidenten Allesandri nach Chile

Alice Schalek

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19250616&seite=1&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Schalek, Alice, "Die Triumphale Heimkehr des Präsidenten Allesandri nach Chile" (1925). *Essays*. 1123.
https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/1123

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Die triumphale Heimkehr des Präsidenten Alessandri nach Chile.

Bilder von der Südamerikareise mit dem Hugo-Stinnes-Dampfer „Artus“.

Von **Alice Schalek**.

I.

Seit Napoleons Rückkehr aus Elba nach Paris dürfte wohl kaum ein Land den Einzug seines Staatsoberhauptes so glänzend gefeiert haben, wie Chile den des Herrn Alessandri.

Um dieses historische Ereignis miterleben zu können, hatte ich nach wochenlanger Durchstreifung der in Nordchile gelegenen Salpeterpampas auf den Besuch Tacnas und Aricas, verzichtet, was der Unterstaatssekretär im Ministerium des Äußern, bei dem ich die mir zugesagten Eintrittskarten für die Feierlichkeiten abholte, mit der überraschenden Frage quittierte: „Wäre das nicht viel interessanter für Sie gewesen?“ Alessandris Einzug in Santiago mitanzusehen, war jedenfalls ein unvergeßliches Erlebnis.

Nur zweihundert Karten für den Bahnhof seien ausgegeben, hieß es, dort also würde ich den Empfang unbedingt sehen können; doch schon um vier Uhr füllt sich die weite Halle mit mehr als tausend Menschen, weil hierzulande jeder Beamte unzählige Freunde hat, denen er nichts abschlagen kann. Außerdem marschieren von jedem Verein und jeder Vereinigung drei Mann mit einem goldgestickten Samtbanner auf, die ganz rückwärts in der Halle aufgestellt werden. Auf dem zweiten Bahnsteig formieren sich Abordnungen aller Truppengattungen in Gala mit Musik, geführt von fabelhaft eleganten, ordenübersäten Offizieren, und auf dem dritten, vor dem Geleise, auf dem der Zug einfahren soll, versammeln sich die Großen des Reiches: die Regierungsmitglieder mit ihren Damen, die Generalität und alle Offiziere. Die Tatsache, daß jeder Leutnant durch den Kordon hieher gelassen wird, während von den Deputationen des Volkes keine einzige passieren darf, entbehrt nicht der Seltsamkeit, bedenkt man, daß Alessandri der Armee wegen das Land verlassen hatte und nur unter der Bedingung zurückgekommen ist, daß diese in sein demokratisch-ziviles Wirken nichts mehr dreinreden dürfe.

Volle zwei Stunden wartet man auf den Zug und mit den Schatten werden auch die Gesichter der Photographen und Kinooperateure immer länger, aber erst, nachdem die untergehende Sonne ihre rotglühende Strahlen durch die Löcher des Bahnhofdaches geworfen hat, rasseln die dem Präsidenten vorausfliegenden Doppeldecker heran. Donnernd fahren sie bis knapp an die Halle und dann dicht über das Dach hinweg, ein beängstigend großartiges Wagestück. Die Züge kommen hier quer über dem Bahnhofsplatz in die nach vorn offene Halle und während der des Präsidenten durch die Menge fährt,

springen auf die Dächer seiner Wagen Hunderte von Männern, die dann in der Halle wieder absteigen und eine beispiellose Unordnung verursachen. Dazu kommt, daß die chilenischen Lokomotivführer die sonderbare Gepflogenheit haben, mit ihrer Maschine dort stehen zu bleiben, wo sie wartende Passagiere sehen, die dann mit ihrem Gepäck ganz weit nach hinten zu den Personenwagen rennen müssen, und der Führer des Präsidentenzuges geht auch diesmal nicht von seiner Gewohnheit ab. Er hält mit der Lokomotive dicht bei den wartenden Persönlichkeiten, während Allesandri im letzten, achten Wagen im Nu von einer dichten Menge von Eindringlingen umkreist wird.

Während alle Flugzeuge wieder herbeigerasselt kommen, alle Musikkapellen spielen, von draußen Hunderttausende, die auf den Straßen, Balkons, Telegraphenstangen, Dächern und Brunnenfiguren stehen, aus voller Lungenkraft losbrüllen, schleifen ein paar handfeste Soldaten Alessandri ins Bahnhofgebäude; Frau Alessandri aber fällt in Ohnmacht. Die Leute vom Militärkordon kreischen Warnungen, Frauen jammern, Kinder weinen und in dem Tohuwabohu ist natürlich von einem Empfang keine Rede. Alessandri bekommt den teppichbelegten, mit papierröschenbesteckten Tannen geschmückten Festausgang, den acht Grenadiere stundenlang bewacht hatten, gar nicht zu Gesicht, und was noch schlimmer ist, die Volksbeauftragten sehen von ihm ebenfalls nicht das mindeste. Durch ein Nottürchen bringt man ihn in seinen Galawagen, den Hunderte von Berittene umgeben – diesen Schutz hat man doch für nötig gehalten – so daß ich, die ich tagelange mich um die Eintrittskarten bemüht hatte, überhaupt nichts von ihm erblicken kann. Und doch ist der Augenblick, da der Festzug mit den wehenden Fähnchen der Ulanen in die Ehrenpforte einschwenkt, die auf dem riesigen Platze Kopf am Kopf gepreßte Menge in Jubelgeschrei rast, die Flieger unmittelbar über ihr die tollkühnsten Sturzflüge vollführen, die Kanonenschüsse dröhnen und sämtliche Glocken läuten, von ungeheurer Eindruckskraft. So viel Lärm auf einmal haben meine Ohren noch nie vernommen; dieses Übermaß reißt mit, erschüttert, überwältigt jeden, der es miterlebt.

Nun, da sich alle Reihen auflösen, zeigt es sich, daß das Volk selbst viel höflicher und rücksichtsvoller ist. Das chilenische Volk insbesondere ist von einer angeborenen Galanterie, die sich auch im Trubel nicht verleugnet, so daß ich unangefochten zu meinem Auto gelange, in dem ich dem Zuge folgen kann. Die Einladungskarte zum Empfang im Hause des Präsidenten, den sonderbarerweise nicht Santiago ihm, sondern den er Santiago gibt, gestattet mir, durch das Spalier dem Zuge voraus zur Moneda, dem Regierungsgebäude, zu fahren, wo ich endlich Alessandri beim Aussteigen zu sehen bekomme. Mit meiner Einladung dürfte ich nun dem Strom der Gäste in seine Wohnung folgen, aber ich bleibe vor der Moneda stehen und warte auf die Rede vom Balkon aus, die auch bald darauf beginnt –

denn das dicht gedrängt den Regierungsplatz füllende Publikum verlangt brüllend seine *Circenses*, verlangt, daß sein jubelnd eingeholter Präsident zu ihm spreche.

Ich habe schon viel von Alessandris Rednergabe gehört, aber alle Schilderungen sind nichts gegen die Wirklichkeit. Alessandri, dessen kleine, gedrungene, mit dem breiten, etwas runden Rücken untermalt wirkende Gestalt im ersten Augenblick ernüchtert, dessen rote Nase und alltäglicher Mund nicht einmal durch interessante Augen wettgemacht werden, gleicht nun, da sich sein übergroßer Kopf von dem beleuchteten Hintergrund des Zimmers abhebt, plötzlich einer Monumentalfigur. Seine ersten Worte kommen aus rauher, überangestrenzter Kehle, aber die Stimme löst sich nach einem Schluck Wasser, und nun beginnt eine Deklamation, deren gewaltiges Pathos an Kainz oder an die junge Duse mahnt. Jedes Wort erscheint fast leuchtend sichtbar, so farbig ist es untermalt, denn Alessandri beherrscht die so seltene, richtige Gewichtsverteilung nicht nur der einzelnen Satzglieder, sondern innerhalb des Wortes die der einzelnen Vokale. Jede Phrase hebt sich von leisem, fast wehmütigem Anfang über eine nervenaufpeitschende Steigerung zu hinreißendem Ausklang, bildet ein meisterhaft abgetöntes, musikalisches Werk, das gleichzeitig dem Ohr schmeichelt und die Leidenschaften entfesselt. In tobender, aber disziplinierter Begeisterung bildet die Menge seinen Chor, der ohne Probe fehlerlos einsetzt und immer wieder in Totenstille verklingt: kein Laut ist während seiner Rede auf dem weiten, menschen erfüllten Platze zu hören, so daß man ihn bis in den letzten Winkel versteht. Ich aber, die ich unmittelbar unter dem Balkon stehe, kann jeder kleinsten künstlerischen Nuance folgen. In Südamerika, wo ich bisher in einem halben Jahre keine einzige künstlerische Leistung genossen habe, ist dieses rhetorische Meisterstück mein erstes weihevollstes Erlebnis. „Ich liebe dich, mein Volk – dir unterwerfe ich mich, dein Schicksal zu erheben, opfere ich mich. Denn der Opfer größtes war es für mich, zurückzukehren; aus Liebe zu dir, mein Volk, brachte ich es und will nun unser Land zu einem neuen Chile wandeln, zu einem freien, reichen, fruchtbaren glückseligen Chile – aber nur mit deiner Hilfe, mein Volk, kann ich es vollbringen. Gott hat sieben Tage gebraucht, um die Welt zu schaffen, also kann auch ich nicht in vierundzwanzig Stunden alles erneuern und ich kann es überhaupt nie, wenn du, mein Volk, nicht an meiner Seite bleibst. Wendest du dich von mir, dann wende ich meinem Vaterlande für immer den Rücken, denn nicht Diktator will ich sein. Aber auch nicht der Sklave einer erstarrten Verfassung. Deshalb wollen wir, so heilig uns die Aufrechterhaltung der Verfassungsmäßigkeit scheint, dennoch die Revolution segnen, weil sie das Veraltete an den Satzungen aufgedeckt und ihre Modernisierung herangerückt hat. Nicht wie der französische Sonnenkönig: „Der Staat bin ich!“, will ich sagen, sondern in neuer revolutionsgeborner Demokratie: „Der Staat sind wir!“

Bei der Frage: „Gehst du, mein Volk, neben mir?“ schallt es tausendstimmig zurück: „*Como no!*“ – das Lieblingswort des Chilenen, der ja immer zustimmend antwortet, auch wenn es sein Wort nicht halten kann. Dieses „Natürlich!“ schmeichelt sich so ins Ohr, daß auch die Deutschen es nach wenigen Jahren des Hierseins gebrauchen, so daß man eigentlich die Charakterstarken unter ihnen daran erkennen mag, daß sie ihr Deutsch davon frei halten. Hier, von der Masse geschrien, wirkt das „*Como no!*“ gewissermaßen patriarchalisch, in der großartigen Gemütlichkeit der Zwiesprache zwischen dem brüderlichen Führer und dem brüderlichen Volk.

Lange, lange spricht er, über fast alles, was sich ereignet hat, und während der schier endlosen Rede ist es, als atme die Menge kaum. Auch ich spüre nichts von Müdigkeit oder Abspannung, auch ich verstehe jedes Wort, so mangelhaft meine Kenntnisse des Spanischen noch sind. Und alles, alles glauben wir da unten dem Manne da oben in dem magischen Banne dieser machtvollen Deklamation. Schließlich ein klingendes, fast geschluchztes Lebewohl, Alessandri breitet die Arme aus, umarmt sozusagen die ganze Stadt. Und dann erdröhnt der Boden unter dem Jubelgeschrei und Gestampfe, das ihm für seine Meisterleistung dankt.

Dieser Genuß wird wohl fürs erste das einzige Wirkliche sein, was „das Volk“ von Alessandri haben dürfte, denn der arme, halb verhungerte, zerlumppte Arbeitsmann, der da neben mir den prachtvollen Wortkaskaden gelauscht, geht nun in sein jämmerliches Heim, das so erbärmlich, so primitiv wohl kaum sonst irgendwo eines weißhäutigen Mannes Haus ist, während oben, im Palaste seines brüderlichen Freundes Alessandri, den aristokratischen Kreisen Santiagos ein glänzendes Büfett bereitet ist. Da ich nach der Rede Alessandris hinaufkomme, höre ich übrigens, daß hier in der Wohnung ebenso wie auf dem Bahnhofe das vorbereitete Zeremoniell über den Haufen geworfen worden war, weil die heraufströmende Menge das wartende diplomatische Korps in die Ecke des Salons gedrückt hatte, so daß weder einer der Gesandten Alessandri begrüßen noch die abtretende Regierung ihm das Dekret übergeben konnte. Man hatte sich gegenseitig halbtotgequetscht und die arme Frau Alessandri blieb mit ihren Koffern unten an der Treppe sitzen, weil sie nicht in ihre Wohnung hinein konnte....

In einem *à la* Daumont mit sechs Rappen bespannten Wagen fährt Alessandri durch die Reihen der aufgestellten Truppen und nun beginnt die überaus großartige Defilierung. Das chilenische Heer hat seine Ausbildung von deutschen Offizieren erhalten und hört noch jetzt auf die Kommandoworte „Halt“ und „Marsch!“.

Noch überraschender wirkt der echt preußische Stechschritt – nennt man doch Chile überhaupt das preußische Südamerika – der vielverspottete Parademarsch, bei dem die chilenische Infanterie die Knie mit aller Verve „durchdrückt“ wie nur je ein preußischer Grenadier. Aber diese Armee mit ihren tadellosen Uniformen, ihrer fabelhaften Präzision, ihren Dutzenden von Musikkapellen, die freilich nicht immer richtig spielen (die der Jäger läßt den Radetzkymarsch erklingen), diese Infanteriemassen, Marinetruppen, Kadettenreihen unterm weißen Helmbusch, diese flott berittene Artillerie mit ihren Fahrkanonen. Tanks und dem [-]ram, diese glanzvolle Kavallerie, die, Pferd an Pferd geschmiegt, in haargenau eingehaltener Linie in rasendem Galopp vorüberbraust, während die hochgewachsenen Offiziere mit ihrem Säbel die Ehrenbezeugung leisten, ist unleugbar überraschend, auch wenn man nicht in Rechnung zieht, daß sie ein kaum vier Millionen zählendes Volk im äußersten Winkel der Welt aufgestellt hat. Und fast unglaublich wirkt diese monarchische Vorführung im Kontrast zu der Erscheinung Alessandris, zu dessen Ehren sie sich abspielt und der zwischen dem Admiral und dem Kriegsminister im schwarzen Rock und Zylinderhut ruhig dasteht – ein moderner Napoleon, dessen augenblickliche Empfindungen mir das interessanteste Rätsel sind.

Durch die ganze beflaggte Stadt ziehen die Truppen heim, mit ihrem klingenden Spiele überall die hübschen Chileninnen aus ebenerdige Fenster oder vors Tor lockend, überall stockt der Verkehr und ganz Santiago scheint auf den Kopf gestellt. Es gibt heute hier keinen Einwohner, dem es nicht eindrucksvoll vor Augen geführt worden wäre, daß sein Präsident Alessandri wieder zurückgekehrt ist.

(Weitere Artikel folgen.)

Die triumphale Heimkehr des Präsidenten Alessandri nach Chile.

Bilder von der Südamerikareise mit dem Hugo-Stinnes-Dampfer „Artus“.

Von Alice Schalek.

I.

Seit Napoleons Rückkehr aus Elba nach Paris dürfte wohl kaum ein Land den Einzug seines Staatsoberhauptes so glänzend gefeiert haben, wie Chile den des Herrn Alessandri.

Um dieses historische Ereignis miterleben zu können, hatte ich nach wochenlanger Durchstreifung der in Nordchile gelegenen Salpeterpampas auf den Besuch Tacnas und Aricas, verzichtet, was der Unterstaatssekretär im Ministerium des Aeußern, bei dem ich die mir zugesagten Eintrittskarten für die Feierlichkeiten abholte, mit der überraschenden Frage quittierte: „Wäre das nicht viel interessanter für Sie gewesen?“ Alessandris Einzug in Santiago mitanzusehen, war jedenfalls ein unvergeßliches Erlebnis.

Nur zweihundert Karten für den Bahnhof seien ausgegeben, hieß es, dort also würde ich den Empfang unbedingt sehen können; doch schon um vier Uhr füllte sich die weite Halle mit mehr als tausend Menschen, weil hierzulande jeder Beamte unzählige Freunde hat, denen er nichts abschlagen kann. Außerdem marschieren von jedem Verein und jeder Vereinigung drei Mann mit einem goldgestickten Samtbanner auf, die ganz rückwärts in der Halle aufgestellt werden. Auf dem zweiten Bahnsteig formieren sich Abordnungen aller Truppengattungen in Gala mit Musik, geführt von fabelhaft eleganten, ordenübersäten Offizieren, und auf dem dritten, vor dem Geleise, auf dem der Zug einfahren soll, versammeln sich die Großen des Reiches, die Regierungsmitglieder mit ihren Damen, die Generalität und alle Offiziere. Die Tatsache, daß jeder Leutnant durch den Kordon hierher gelassen wird, während von den Deputationen des Volkes keine einzige passieren darf, entbehrt nicht der Selbstsamkeit, bedenkt man, daß Alessandri der Armee wegen das Land verlassen hatte und nur unter der Bedingung zurückgekommen ist, daß diese in sein demokratisch-ziviles Wirken nichts mehr dreintreden dürfe.

Volle zwei Stunden wartet man auf den Zug und mit den Schatten werden auch die Gesichter der Photographen und Kinooperateure immer länger, aber erst, nachdem die untergehende Sonne ihre rotglühenden Strahlen durch die Löcher des Bahnhofdaches geworfen hat, rasseln die dem Präsidenten vorausfliegenden Doppeldecker heran. Donnernd fahren sie bis knapp an die Halle und dann dicht über das Dach hinweg, ein beängstigend großartiges Wagentück. Die Züge kommen hier quer über dem Bahnhofplatz in die nach vorn offene Halle und während der des Präsidenten durch die Menge fährt, springen auf die Dächer seiner Wagen Hunderte von Männern, die dann in der Halle wieder absteigen und eine beispiellose Unordnung verursachen. Dazu kommt, daß die chilenischen Lokomotivführer die sonderbare Gepflogenheit haben, mit ihrer Maschine dort stehen zu bleiben, wo sie wartende Passagiere sehen, die dann mit ihrem Gepäck ganz weit nach hinten zu den Personenzügen rennen müssen, und der Führer des Präsidentenzuges geht auch diesmal nicht von seiner Gewohnheit ab. Er hält mit der Lokomotive dicht bei den wartenden Persönlichkeiten, während Alessandri im letzten, achten Wagen im Nu von einer dichten Menge von Eindringlingen umkreist wird.

Während alle Flugzeuge wieder herbeigerastet kommen, alle Musikkapellen spielen, von draußen Hunderttausende, die auf den Straßen, Balkons, Telegraphenstangen, Dächern und Brunnenfiguren stehen, aus voller Lungenkraft losbrüllen, schleifen ein paar handfeste Soldaten Alessandri ins Bahnhofgebäude; Frau Alessandri aber fällt in Ohnmacht. Die Leute vom Militärkordon kreischen Warnungen, Frauen jammern, Kinder weinen und in dem Lohwabohu ist natürlich von einem Empfang keine Rede. Alessandri bekommt den teppichbelegten, mit papierroschenbesteckten Tannen geschmückten Festsaal, den acht Grenadiere stundenlang bewacht hatten, gar nicht zu Gesicht, und was noch schlimmer ist, die Volksbeauftragten sehen von ihm ebenfalls nicht das mindeste. Durch ein Notdürftchen bringt man ihn in seinen Galawagen, den Hunderte von Berittene umgeben — diesen Schutz hat man doch für nötig gehalten — so daß ich, die ich tagelange mich um die Eintrittskarten bemüht hatte, überhaupt nichts von ihm erblicken kann. Und doch ist der Augenblick, da der Festzug mit den wehenden Fähnchen der Alanen in die Ehrenpforte einströmt, die auf dem riesigen Plage Kopf an Kopf gepreßte Menge in Jubelgeschrei rast, die Flieger unmittelbar über ihr die tollkühnsten Sturzflüge vollführen, die Kanonenschüsse dröhnen und sämtliche Glocken läuten, von ungeheurer Eindruckskraft. So viel Lärm auf einmal haben meine Ohren noch nie vernommen; dieses Uebermaß reißt mit, erschüttert, überwältigt jeden, der es miterlebt.

Nun, da sich alle Reihen auflösen, zeigt es sich, daß das Volk selbst viel fählicher und rücksichtsvoller ist. Das chilenische Volk insbesondere ist von einer angeborenen Galanterie, die sich auch im Trubel nicht verleugnet, so daß ich unangefochten zu meinem Auto gelange, in dem ich dem Zuge folgen kann. Die Einladungskarte zum Empfang im Hause des Präsidenten, den sonderbarerweise nicht Santiago ihm, sondern den er Santiago gibt, gestattet mir, durch das Spalier dem Zuge voraus zur Moneda, dem Regierungsgebäude, zu fahren, wo ich endlich Alessandri beim Aussteigen zu sehen bekomme. Mit meiner Einladung dürfte ich nun dem Strom der Gäste in seine Wohnung folgen, aber ich bleibe vor der Moneda stehen und warte auf die Rede vom Balkon aus, die auch bald darauf beginnt — denn das dicht gedrängt den Regierungsplatz füllende Publikum verlangt brüllend seine Circenses, verlangt, daß sein jubelnd eingeholter Präsident zu ihm spreche.

Ich habe schon viel von Alessandris Nebenergabe gehört, aber alle Schilderungen sind nichts gegen die Wirklichkeit. Alessandri, dessen kleine, gedrungene, mit dem breiten, etwas runden Rücken unterseht wirkende Gestalt im ersten Augenblick ernüchtert, dessen rote Nase und alltäglicher Mund nicht einmal durch interessante Augen weitgemacht werden, gleicht nun, da sich sein übergroßer Kopf von dem beleuchteten Hintergrund des Zimmers abhebt, plötzlich einer Monumentalfigur. Seine ersten Worte kommen aus rauher, überangestrenzter Kehle, aber die Stimme löst sich nach einem Schluck Wasser, und nun beginnt eine Deklamation, deren gewaltiges Pathos an Rainz oder an die junge Duse mahnt. Jedes Wort erscheint fast leuchtend sichtbar, so farbig ist es untermalt, denn Alessandri beherrscht die so seltene, richtige Gewichtsverteilung nicht nur der einzelnen Satzglieder, sondern innerhalb des Wortes die der einzelnen Vokale. Jede Phrase hebt sich von leisem, fast wehmütigem Anfang über eine nervenaufpeitschende Steigerung zu hinreißendem Ausklang, bildet ein meisterhaft abgetöntes, musikalisches Werk, das gleichzeitig dem Ohr schmeichelt und die Leidenschaften entseßelt. In tobender, aber disziplinierter Begeisterung bildet die Menge seinen Chor, der ohne Probe fehlerlos einsetzt und immer wieder in Totenstille verflingt: kein Laut ist während seiner Rede auf dem weiten, menschenersüllten Plage zu hören, so daß man ihn bis in den letzten Winkel versteht. Ich aber, die ich unmittelbar unter dem Balkon stehe, kann jeder kleinsten künstlerischen Nuance folgen. In Südamerika, wo ich bisher in einem halben Jahre keine einzige künstlerische Leistung genossen habe, ist dieses rhetorische Meisterstück mein erstes weisevolles Erlebnis. „Ich liebe dich, mein Volk — dir unterwerfe ich mich, dein Schicksal zu erheben, opfere ich mich. Denn der Opfer größtes war es für mich, zurückzukehren; aus Liebe zu dir, mein Volk, brachte ich es und will nun unser Land zu einem neuen Chile wandeln, zu einem freien, reichen, fruchtbaren, glückseligen Chile — aber nur mit deiner Hilfe, mein Volk, kann ich es vollbringen. Gott hat sieben Tage gebraucht, um die Welt zu schaffen, also kann auch ich nicht in vierundzwanzig Stunden alles erneuern und ich kann es überhaupt nie, wenn du, mein Volk, nicht an meiner Seite bleibst. Wendest du dich vor

mir, dann wende ich meinem Vaterlande für immer den Rücken, denn nicht Diktator will ich sein. Aber auch nicht der Sklave einer erstarrten Verfassung. Deshalb wollen wir, so heilig uns die Aufrechterhaltung der Verfassungsmäßigkeit scheint, dennoch die Revolution segnen, weil sie das Veraltete an den Satzungen aufgedeckt und ihre Modernisierung herangerückt hat. Nicht wie der französische Sonnenkönig: „Der Staat bin ich!“, will ich sagen, sondern in neuer revolutionsgeborener Demokratie: „Der Staat sind wir!“

Bei der Frage: „Gibt du, mein Volk, neben mir?“ schallt es tausendstimmig zurück: „Come no!“ — das Lieblingwort des Chilenen, der ja immer zustimmend antwortet, auch wenn er sein Wort nicht halten kann. Dieses „Natürlich!“ schmeichelt sich so ins Ohr, daß auch die Deutschen es nach wenigen Jahren des Hierseins gebrauchen, so daß man eigentlich die Charakteristiken unter ihnen daran erkennen mag, daß sie ihr Deutsch davon frei halten.

Hier, von der Masse geschrien, wirkt das „Come no!“ gewissermaßen patriarchalisch, in der grobhartigen Gemütslichkeit der Zwiesprache zwischen dem brüderlichen Führer und dem brüderlichen Volk.

Lange, lange spricht er, über fast alles, was sich ereignet hat, und während der schier endlosen Rede ist es, als atme die Menge kaum. Auch ich spüre nichts von Müdigkeit oder Abspannung, auch ich verstehe jedes Wort, so mangelhaft meine Kenntnisse des Spanischen noch sind. Und alles, alles glauben wir da unten dem Manne da oben in dem magischen Banne dieser machtvollen Deklamation. Schließlich ein klingendes, fast geschlucktes Lebewohl, Alessandri breitet die Arme aus, umarmt sozusagen die ganze Stadt. Und dann erdröhnt der Boden unter dem Jubelgeschrei und Gestampfe, das ihm für seine Meisterleistung dankt.

Dieser Genuß wird wohl fürs erste das einzige Wirkliche sein, was „das Volk“ von Alessandri haben dürfte, denn der arme, halb verhungerte, zerlumpte Arbeitsmann, der da neben mir den prachtvollen Wortkaskaden gelauscht, geht nun in sein jämmerliches Heim, das so erbärmlich, so primitiv wohl kaum sonst irgendwo eines weißhäutigen Mannes Haus ist, während oben, im Palaste seines brüderlichen Freundes Alessandri, den aristokratischen Kreisen Santiagos ein glänzendes Büfett bereitet ist. Da ich nach der Rede Alessandris hinaufkomme, höre ich übrigens, daß hier in der Wohnung ebenso wie auf dem Bahnhofe das vorbereitete Zeremoniell über den Haufen geworfen worden war, weil die heraufströmende Menge das wartende diplomatische Korps in die Ecke des Salons gedrückt hatte, so daß weder einer der Gesandten Alessandri begrüßen noch die abtretende Regierung ihm das Dekret übergeben konnte. Man hatte sich gegenseitig halbtot gequert und die arme Frau Alessandri blieb mit ihren Koffern unten an der Treppe sitzen, weil sie nicht in ihre Wohnung hinein konnte. . . .

In einem à la Daumont mit sechs Rapplen bespannten Wagen fährt Alessandri durch die Reihen der aufgestellten Truppen und nun beginnt die überaus großartige Defilierung. Das chilenische Heer hat seine Ausbildung von deutschen Offizieren erhalten und hört noch jetzt auf die Kommandoworte „Halt“ und „March!“.

Noch überraschender wirkt der echt preussische Stechschritt — nennt man doch Chile überhaupt das preussische Südamerika — der vielverspottete Parademarsch, bei dem die chilenische Infanterie die Knie mit aller Nerve „durchdrückt“ wie nur je ein preussischer Grenadier. Aber diese Armee mit ihren tadellosen Uniformen, ihrer fabelhaften Präzision, ihren Dupenden von Musikkapellen, die freilich nicht immer richtig spielen (die der Jäger läßt den Radetzky-marsch erklingen), diese Infanteriemassen, Marinetruppen, Kadettenreihen unterm weißen Helmbusch, diese flott berittene Artillerie mit ihren Fahrkanonen, Tanks und dem dazwischen, diese glanzvolle Kavallerie, die, Pferd an Pferd geschmiegt, in haargenau eingehaltener Linie in rasendem Galopp vorüberbraust, während die hochgewachsenen Offiziere mit ihrem Säbel die Ehrenbezeugung leisten, ist unfehlbar überraschend, auch wenn man nicht in Rechnung zieht, daß sie ein kaum vier Millionen zählendes Volk im äußersten Winkel der Welt aufgestellt hat. Und fast unglaublich wirkt diese monarchische Vorführung im Kontrast zu der Erscheinung Alessandris, zu dessen Ehren sie sich abspielt und der zwischen dem Admiral und dem Kriegsminister im schwarzen Rock und Zylinderhut ruhig dasteht — ein moderner Napoleon, dessen augenblickliche Empfindungen mir das interessanteste Rätsel sind.

Durch die ganze beslagte Stadt ziehen die Truppen heim, mit ihrem klingenden Spiele überall die hübschen Chileninnen aus ebenerdigen Fenstern oder vors Tor tretend, überall stockt der Verkehr und ganz Santiago scheint auf den Kopf gestellt. Es gibt heute hier keinen Einwohner, dem es nicht eindrucksvoll vor Augen geführt worden wäre, daß sein Präsident Alessandri wieder zurückgekehrt ist.

(Weitere Artikel folgen.)